

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 11

Rubrik: Wie lernten sie sich kennen? : Eine Auswahl der Antworten auf unsere Rundfrage

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

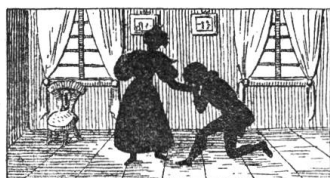
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

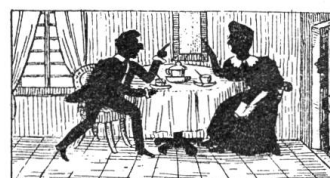
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ANNAHME



ZANK

Wie lernten Sie sich kennen?

Eine Auswahl der Antworten auf unsere Rundfrage
Illustriert von Alfred Marxer



AUSSÖHNUNG

Eine kleine Auswahl! Aber zeigt Ihnen nicht diese schon, dass die Poesie in der Liebeswerbung auch heute noch nicht ausgestorben ist? Und die « Liebe auf den ersten Blick » ist offenbar eines der wenigen Wunder, die unter dem Licht unserer nüchternen Gegenwart nicht seltener geworden sind.

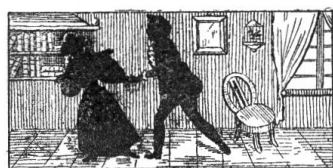
Die Antworten auf unsere Rundfrage stammen fast ausschliesslich aus glücklichen Ehen. Begreiflicherweise, verweilen wir doch erinnernd gerne nur bei den Geschehnissen, die uns in der Folge beglückten. Oder ist der wahre Grund,

wie ein Einsender uns vermuten lässt, wirklich der, dass es für die unglücklich Verheirateten auf unsere Rundfrage keine Antwort geben konnte, weil diese ihre Lebensgefährten vor der Ehe überhaupt nicht kennen lernten?

Lieber « Schweizer-Spiegel »!

Kennen Sie den « Bärner Zybele-Märit »? Ich denke doch und eben hier geschah es. Es war im Jahre 1916 und Bern war in voller Stimmung. Die

« Röhren » füllten sich von Stunde zu Stunde, und das Berner Jungvolk war auf dem Gipfel seiner Lebhaftigkeit angelangt, kurz und gut, ein riesiger Betrieb war im Gang. Ich war damals Privat-



ÜBERLEGUNG



ERKLÄRUNG



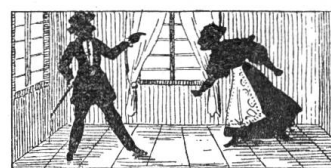
UNSCHLÜSSIGKEIT



KÖSEN



BEWUNDERUNG



REIZUNG



WORTWECHSEL



VERZWEIFLUNG



VERABSCHÜUNG



TRENNUNG

sekretärin bei einem sehr bekannten Universitätsprofessor, und der gute, alte Herr, Gott hab ihn selig, verstand so gut, mit der Jugend nachzufühlen und gab mir den ganzen Nachmittag frei. Um vier Uhr ungefähr trafen wir ein ganzes Häuflein Bekannte, Schwestern, Brüder, Freundinnen und Freunde bei der Loebecke, und los ging's in das brausende Getöse der « Röhre ». Was für ein herrlicher Betrieb! Es scheint mir, dass weder vorher noch nachher je eine ähnliche Ausgelassenheit und doch in so harmlosen Formen am Zybele-Märit geherrscht hatte. Unsere Zwiebelkettchen, und wir hatten deren nicht wenige, wurden leerer und leerer, weil von bösen Buben stibitzt, was wir natürlich reichlich vergalten. Item, es war ungeheuer lustig, und hochbefriedigt von unsern Irrfahrten in der Stadt gingen wir zum Nachtessen. Wir hielten uns aber nicht lange zu Hause auf, sondern trafen schon bald nach sieben Uhr die gleiche Gesellschaft wieder zusammen. Diesmal verlegten wir unser Schlachtfeld auf die Budenstadt der Schützenmatte. Hier herrschte bereits der bekannte Höllenspektakel der verschiedenen Musikdarbietungen sämtlicher Etablissements, inklusive dem heisern Schreien der Budenbesitzer, und die Stimmung war auf dem Höchstgrad. Wir hielten zuerst an verschiedenen Orten Maulaffen feil, verloren uns dadurch, und schliesslich landeten meine Schwester und ich, ganz allein geblieben, vor einer Tunnelbahn. Es war überall ein fürchterliches Gedränge, so dass ich ein paar Schritte hinter meine Schwester zu stehen kam, aber bald hörte ich sie in lustigem Wortgeplänkel mit einem Soldaten. Als sie bemerkte, dass ich nicht neben ihr stand, rief sie mir und ich

drückte mich nach vorn, und bevor ich nur wusste, wie mir geschah, sass ich auf der famosen Tunnelbahn und der Soldat zwischen uns beiden. Hätte mir damals jemand gesagt, ich sitze neben meinem zukünftigen Mann, ich hätte ihm ins Gesicht gelacht. Aber denkt man an so ernste Dinge wie Heiraten, wenn man die vielbesungenen 20 Jahre kaum hinter sich hat!

Es gab sich wie von selbst, dass sich unser Soldat uns anschloss, nachdem er noch einen Kameraden zum Mitgehen aufgefordert hatte. Wir entfernten uns allgemach aus dem fürchterlichen Getümmel und gingen langsam, immer lachend und scherzend, gegen die Schänzlipromenade. Dort, wie es kam, weiss ich nicht mehr, trennten sich die beiden Paare, und ganz im Plaudern geriet ich mit meinem Soldaten hinter einen Möbelwagen, der neben dem Bernerhof postiert war, und hier bekam ich den ersten Kuss. Ich fand dieses rasche Vorgehen ziemlich unverschämt, sträubte mich auch aus Leibeskräften dagegen, aber es half alles nichts, ich musste schliesslich stillhalten und diesen wundervollen Kuss über mich gehen lassen. Innerlich aber, eigentlich fast unbewusst, imponierte mir diese willenskräftige Art, wie ich überhaupt bald ersehen musste, dass ich es mit einem ganz energischen jungen Mann zu tun hatte. Was ich mir bei alledem dachte? Gar nichts. Ein kleines, unschuldiges Abenteuer, das mit seinem Anfang den Abschluss fand. Wie erstaunt war ich aber andern Tags, als ich auf dem Heimweg, und zwar schon am Mittag, meinem Soldaten begegnete! Es war dies durchaus kein Zufall, wie ich bald merkte, denn Tag für Tag wiederholte sich dieses Zusammentreffen, und

ich gewöhnte mich so daran, plötzlich auf meinem Heimweg ein lustiges, frisches Soldatengesicht auftauchen zu sehen, dass ich jedesmal tief enttäuscht war, wenn sich die Begegnung um ein paar Häuser verzögerte. Dabei wussten wir kaum unsere gegenseitigen Namen, und unser Gespräch lief auf so banalen Bahnen, wie dies nur bei Verliebten möglich ist. Das waren wir nämlich, zwei junge, dumme, bis über die Ohren verliebte Leuten.

Das ging nun so ungefähr drei Wochen lang alle Tage gleich, und nach diesen sonnigen Tagen kam nun der trübe Abschied, er wurde aus dem Dienst entlassen. Ich hatte mich natürlich auf diesen Abschied schon vorbereitet, und zwar sagte ich mir, es muss ein richtiger Abschied sein, ohne gegenseitige Versicherung zu einem Wiedersehen. Dieses Verliebtsein sollte zu nichts führen, sondern nur eine Erinnerung bilden an ein paar schöne Jugendtage. Nichtsdestoweniger war das Abschiednehmen bitter, und mein Heimweg vom Bureau nach Hause entbehrte von nun an der gewohnten Poesie. Wie fehlte es mir, dieses plötzliche Auftauchen meines hübschen, strammen Soldaten! Während unseres letzten Zusammenseins war keine Rede von einem Briefwechsel gewesen, um so erstaunter war ich, als nach reichlich 14 Tagen ein Brief eintraf. Ich war über alle Massen entzückt, und wieder und wieder überlas ich die Epistel. Eigentlich entsprach der Inhalt nicht gerade meinem Geschmack, ein bisschen gar trocken und weder Stil noch Inhalt glänzend und geistreich, wie ja überhaupt der Schreiber nicht eigentlich das vorstellte, was mir als Ideal vorgeschwebt hatte. Es war gewiss ein hübscher Mensch, gut gewachsen, schöne

Grösse, aber für meine Begriffe schien er zu unbedeutend. Was aber alles wieder gut machte, war das frohe, sonnige Gemüt, das den ganzen Charakter durchstrahlte. So auch in seinem ersten Brief. Ich fand am Schluss einige wohlbekannte Zärtlichkeitsausdrücke, die mir leises Herzklopfen verursachten und mein ganzes Sein wohligh durchströmten. Die Korrespondenz spann sich dann durch den ganzen Sommer hindurch. Zweimal hatten wir uns zwischenhinein kurz gesehen, als dann das grosse Ereignis eintraf, nämlich der Rivale stellte sich ein.

Ende eben dieses Sommers lernte ich ihn kennen, und dieses Mal entsprach er vollständig meinem Ideal. Gross, schlank, sehnig und pechrahenschwarz mit dunklem Teint, ganz südlicher Typus. Dazu war er wenigstens ein Jahrzehnt älter als ich und an Erfahrung natürlich reicher als etwa mein treuer Soldat. Denn er verstand es, die Frau, die ihm gefiel, zu fesseln, wie wohl selten einer. Denn wie kann man, besonders wenn man so jung und dumm ist, wie ich damals, einer solchen Erscheinung widerstehen, besonders wenn sie noch begleitet ist von geistprühenden Reden! Ich war im Bann, ganz vollständig, und mein armer Soldat rückte immer mehr in den Hintergrund. Ich kam mir selbst so ungemein interessant vor, und weiss Gott was für eine lächerliche Figur ich gemacht haben muss, ich schäme mich noch jetzt deswegen. Mein Held verwöhnte und vergötterte mich. Noch nie in meinem Leben hatte ich so viele Blumen, Süßigkeiten und Briefe zugeschickt bekommen. Wir trafen uns öfters bei gemeinsamen Bekannten, wo er sich durch sein Singen und Musizieren erst recht ins rechte Licht



„Wir entfernten uns allgemach aus dem Getümmel ...“

zu setzen wusste. Ich wurde in ellenlangen Versen angedichtet, und ich frage Sie, welch Mädchen da noch widerstanden hätte? Ach, du liebe Zeit, mein Anbeter hatte leichtes Spiel mit mir törichtem Mädchen, und es ging mir wie der Mücke mit dem Licht.

In dieser selben Zeit bekam ich plötzlich von meinem ziemlich vernachlässigten Soldaten einen Brief mit einem regelrechten Heiratsantrag. Er legte mir seine Verhältnisse dar, die sich als unerwartet

gut und geordnet erwiesen, und wenn ich zugegriffen hätte, so wäre es sicher keine schlechte Heirat gewesen. So aber dachte ich überhaupt noch nicht ans Heiraten, diese Zeit schien mir noch in weiter Ferne zu liegen, und ich schrieb meinem Soldaten in diesem Sinne. Er nahm diese Antwort wahrscheinlich nur als ein Aufschub hin, denn nach wie vor schrieb er mir regelmässig, und ich hatte nicht das Herz, so ohne weiteres und ohne Grund abzugeben.

Dann kam eine schlimme, schlimme Zeit. Das Blatt drehte sich. Mein Held und Ideal begann langsam von dem Sockel, auf den ich ihn gestellt hatte, hinabzugleiten, der Goldfirnis entblätterte sich, und was zum Vorschein kam, nahm mir den Schleier von den Augen. Ich begann klar zu sehen und konnte nun endlich beurteilen, was falsch und was echt war. Diese Einsicht kostete mich ein paar bittere Kämpfe, ich kam mir verloren und verkauft vor und hatte jegliches Vertrauen zu mir und den Mitmenschen verloren. Dazu konnte ich noch dankbar sein, heil aus dieser Geschichte hervorgegangen zu sein.

Als ich dann endlich das ganze Erlebnis zu den Akten gelegt hatte, bekam ich ganz unerwartet Besuch von meinem Soldaten, nachdem schon zwei Monate keine Briefe gewechselt worden waren. Es ist möglich, dass er irgend etwas geahnt hatte, ich habe es nie erfahren. Aber ich war noch so zermürbt von meinen kürzlichen Kämpfen, dass ich bis oben hinaus genug hatte vom starken Geschlecht, und so kam es, dass unser Zusammentreffen in ganz tragischer Weise endete. Ich erklärte meinem so anhänglichen Verehrer am Schlusse eines Spazierganges, dass ich inzwischen eingesehen hätte, wir passen nicht zusammen und dass es aus diesem Grunde besser wäre, wenn unsere Wege sich trennten für immer. Was meine Worte hervorriefen, war die bitterste, traurigste Enttäuschung, die ich je gesehen habe. Er hatte mich ohne Unterbrechung fertig reden lassen; als ich ihm dann zum Abschied die Hand geben wollte, mit der üblichen Phrase von «Freunde bleiben» und solches mehr, gab er sich einen Ruck, schaute mich mit todtraurigen Au-

gen an und sagte ein heftiges «Nein». Dann legte er beide Hände vors Gesicht und rannte davon in die Nacht. Das vergesse ich nie. Ich meinerseits lief wie besessen nach Hause und heulte wie ein Kind.

Zwei Monate vergingen, ohne den kleinsten Zwischenfall, und mein erregter Gemütszustand begann sich doch allgemach zu beruhigen, als eines Tages ein Expressbrief ins Haus kam, und von wem? Von meinem Soldaten! Er sei schwer grippekrank (1918) und ich solle ihm doch noch einmal schreiben, es wäre ihm ein grosser Trost. Ich war in einer schrecklichen Aufregung und machte mir die heftigsten Vorwürfe. Die kurze Zeit unserer ersten Bekanntschaft kam mir in den Sinn, und ein warmes Gefühl stieg mir zum Herzen. Wie habe ich doch diese gute Seele verkannt, und diese treue Anhänglichkeit kam mir ganz unverdient vor. Noch am gleichen Tag ging auch ein Expressbrief fort mit allen möglichen Wünschen und Hoffnungen. Natürlich starb mein guter Soldat nicht, schon aus dem Grunde, weil er gar nie krank war, sondern die Grippe nur als Vorwand ergriffen hatte, um sich mir wieder zu nähern, schlau, wie? Wir kamen im Gegenteil langsam wieder ins Korrespondieren, und ein Jahr darauf empfahlen wir uns den Verwandten als Verlobte.

So ging das, und ich habe den Schritt nie bereut, obwohl wir dann später viele, viele Schwierigkeiten zu überwinden hatten, bevor wir heiraten konnten. Die Verhältnisse meines Bräutigams hatten sich durch die Nachkriegskrisis bedeutend verschlechtert, er musste seinen Beruf sozusagen an den Nagel hängen. Wir mussten unsere Ansprüche beidseitig bedeu-

tend herabsetzen, als sich dann endlich eine Existenzmöglichkeit bot. Diese gemeinsamen Kämpfe und Enttäuschungen hatten uns aber um so näher gebracht, und nachdem wir uns bereits herzlich liebten, lernten wir uns noch gehörig schätzen.

Jetzt sind es schon einige Jahre, seitdem wir im Hafen der Ehe gelandet sind, und wir fühlen uns beide wohl und glücklich. Mein Mann ist der liebevollste, aufmerksamste Gatte. Er half mir die Last der schweren Tage getreulich tragen, und noch nie ist ein hartes oder grobes Wort über seine Lippen gekommen. Er ist kein Haustyrann, lässt mir freie Hand in der Haushaltung und sieht es gerne, wenn ich mich hübsch kleide. Wir haben ein kleines Töchterchen, das er noch immer wie ein kleines Weltwunder bestaunt und dem er der geduldigste Vater ist.

Gewiss hat mein Mann auch Fehler, ich aber habe deren auch, wir trachten aber beide danach, denselben gerecht zu werden und wo Liebe ist, ist auch ein Weg.

Sehr geehrte Herren!

Einmal flog das Glück buchstäblich an mir vorbei. Als Medizinstudent reiste ich vor zehn Jahren nach Wien. Vor Innsbruck hielten wir auf offener Strecke. Ein Zug qualmte heran — pfiif, stoppte. Richtung Schweiz. Meinem Coupé gegenüber lehnte im Fensterrahmen des Nachbarwagens eine Dame, entzückend frisch und elegant: ein Bild nach meinem Herzen. Da sie meinen Gruss lächelnd erwiderte, frug ich sie, woher sie komme. Von Wien? — Ja! — In leicht gebrochenem Deutsch — so etwa, wie wohlgezogene Holländer Deutsch sprechen — antwortete sie auf meine Neugier. Während unseres Plauderns sah ich ihre Augen aufflammen. Jeder, der glücklich geliebt hat, kennt den Augenglanz der Liebe «auf den ersten Blick». Ob ich ihr schreiben dürfe? Oh — gewiss! Mit Freude. Ihre

Adresse —? In diesem Augenblick tippte der Schaffner auf meine linke Schulter: «Verzeih's Herr Baron (damals war jeder, der Trinkgelder gab, Baron!) . . . Ihre Kartn!» Nervös kramte ich, von einem Fuss auf den andern trampend, in den Taschen, bis ich bemerkte, dass mein Zug — fuhr. Sekundenlang lähmte mich ein eisiger Schreck. Dann stürzte ich ans Fenster... zu spät!... noch sah ich eine flatternde Hand, ein liebes, trauriges Gesicht . . . dann bog der Wagen um die Ecke.

Die Gelegenheit, das Leben eines für mich geschaffenen Menschen an mich zu reissen, war verpasst. Für immer.

Aber das nächste Mal nahm ich das Glück beim Wickel. Das heisst, ganz so glatt ging es auch da nicht. Eines Abends sah ich in Z., wo ich wohnte, zwischen halb sieben und sieben ein Mädchen, das mir auffiel, auf einem lebhaften Verkehrsplatz in ein Modegeschäft treten. Ich wartete. Diese und keine andere! Umsonst. Sie kam nicht wieder. Wahrscheinlich war sie meinem Blick durch einen seitlichen Nebeneingang entwischt. Von jetzt an stand ich jeden Abend auf dem Platz, auf dem ich sie gesehen, neunzehn Tage lang, von sechs bis sieben, bei Nacht, bei Regen, Schnee und Winden. Ich wusste: Einmal kommt sie wieder. Nur Geduld! Nur Ausdauer! Es ist ja immer so: Grosse Dinge wollen ihre Opfer. Dieses war das Schwerste nicht. Ich behielt recht. Am zwanzigsten Tag kam sie, allein, einen hauchdünnen Schleier vor dem Gesicht. Ich sprach sie an. Halb verlegen, halb zornig liess sie mich einige Meter mittraben. Ich gab nicht nach: Sie wurde meine Frau (trotzdem sie bereits verlobt und kurz vor ihrer Heirat war).

Wenn sich die Männer nicht zu mehr als 90 % den Frauen gegenüber ordinär und schlecht benehmen würden, könnte unser Liebes- und Eheleben die erste Stufe zum Himmel sein. Jede Stadt hat herrliche Frauen. Jedes Land sehnsüchtige Herzen. Die Kunst ist nur: Den Anschluss nicht verpassen!

Sehr geehrter Herr Redaktor!

Wie ich zu meinem Gemahl kam, wird vielleicht jene zaghaften Töchter interessieren, die nicht recht den ersten Schritt auf sich nehmen dürfen. Denn nicht

mein Mann machte mir einen Heiratsantrag, sondern ich machte ihn ihm, und bis heute, nach zwanzig Jahren, habe ich es nie bereut.

Es war also vor 20 Jahren, als der freie Umgang der Geschlechter noch gar nicht Mode war und man eine Tochter, die sich allein, ohne ihre Eltern, in Herrengesellschaft, in Konzert, Theater usw. wagte, als sehr emanzipiert anschaute. Und doch war es bei mir der Fall, denn meine Eltern gingen nicht gerne aus und liessen uns mehr oder weniger machen, was wir wollten. Zudem brachte es auch meine Anstellung, dass ich an den freien Umgang mit jungen Herren gewöhnt war. Da mein Vater Mitglied eines grossen Vereines war, kamen wir oft zu Tanzanlässen und Ausflügen. Ich konnte sehr gut tanzen, war sehr fröhlichen Charakters, und so blieb ich sozusagen nie sitzen. Einer aber, der nicht aus unserer Stadt war und der mich von Anfang an, als er in unsere Kreise auftauchte, interessierte, holte mich nie zum Tanze, tanzte überhaupt nur selten und dann nur mit jenen, die sitzen blieben. Das war schuld, dass ich immer mehr auf ihn aufmerksam wurde, und einmal, bei einer Damentour, holte ich mir den Einsamen, und lachend sagte ich: Warum tanzen Sie denn so wenig, haben Sie keine Freude daran? Ganz rot wurde der arme Teufel, was mir gleich bestätigte, was man mir schon gesagt hatte, nämlich, er sei sehr schüchtern. Und wirklich, er erzählte mir, er kenne die Gesellschaft zu wenig und fürchte, abgewiesen zu werden. Von da an lud er mich und auch meine Schwester öfters zum Tanze ein. Dann kam es, dass wir uns zufällig auf der Strasse begegneten, zuerst uns grüssten und dann auch stehen blieben und ein paar Worte zusammen sprachen. Nach und nach begleitete er mich auch bis nach Hause, und dann war es nicht mehr Zufall, dass wir uns begegneten. Mir gefiel er halt immer mehr, und ich wusste es: Der oder keiner! Bald aber fingen die Leute an zu schwatzen. Man fragte mich: «Bist du eigentlich verlobt?»... und mein lieber Mensch schien nichts davon zu merken; die von mir so ersehnte Frage kam einfach nicht. Auch meine Eltern, welche von gutmütigen Geistern alarmiert worden waren, fingen an aufzubegehren, wollten klaren Wein eingeschenkt haben, ja sogar mein Prinzipal wollte wissen, was das sei,

item, etwas musste gehen, das sah ich wohl ein, aber was, wenn er immer gleich lieb war, aber nie einen Schritt weiter ging und ich nicht von ihm lassen wollte?

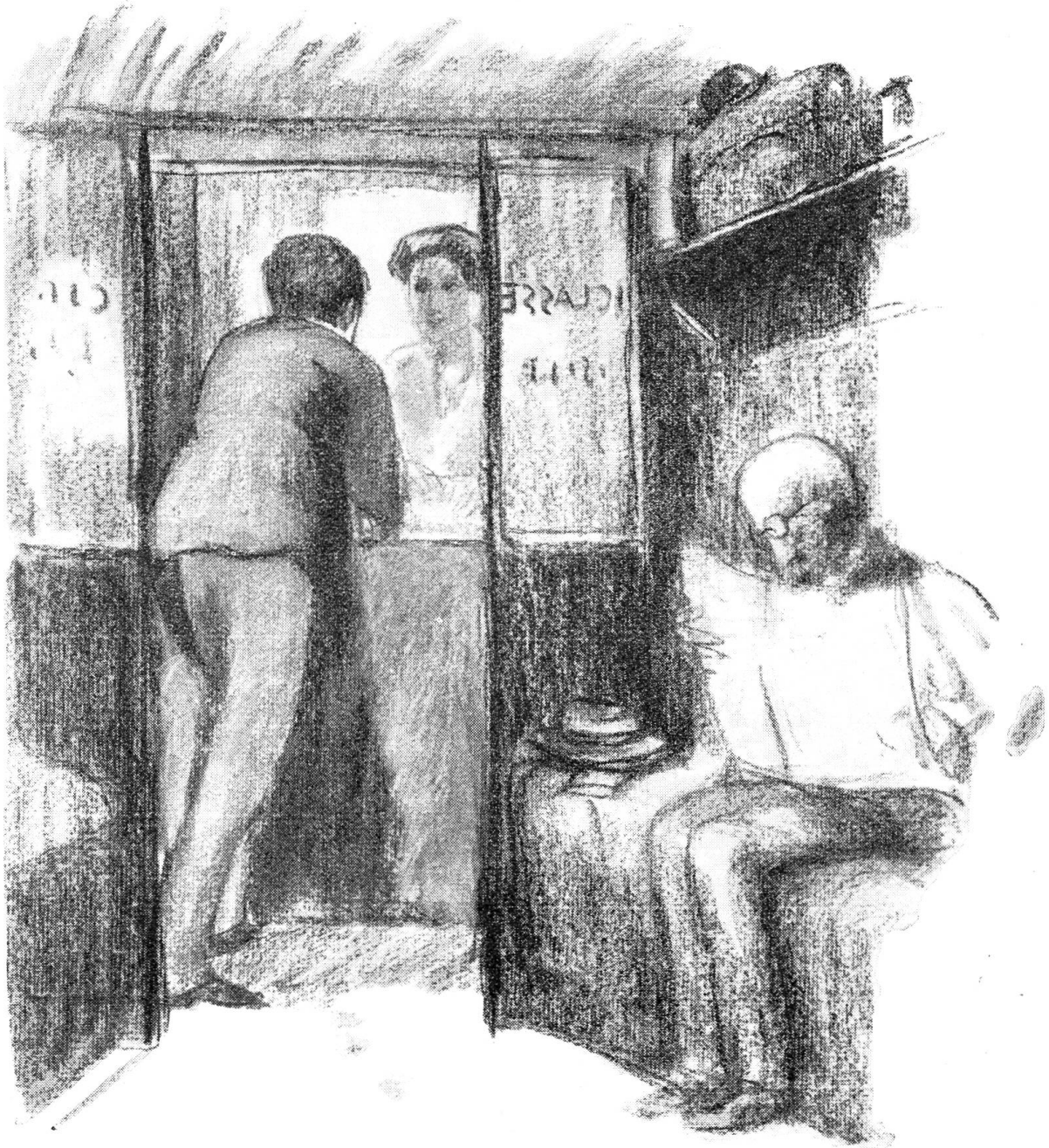
Dass er vielleicht nur nichts sagen durfte, hatte ich schon gedacht, und deshalb fasste ich eines Tages meinen grossen Entschluss: Ich wollte mit ihm offen reden. Verlor ich ihn dadurch und hatte ich mich in seiner Gesinnung mir gegenüber getäuscht, nun, so wollte ich dann gleich fort ins Ausland. Und eines Abends, als er mich aus dem Gesangsverein abgeholt hatte, sagte ich: «Wissen Sie schon, dass man über uns schwatzt, man sehe uns zu oft zusammen!» Er: «Ja, ja, man hat es mir auch schon gesagt, das wird wohl Ihrem Rufe schaden, nicht? Und doch, es wird schade sein, und ich kann es mir kaum denken, wenn wir nicht mehr täglich zusammen plaudern sollen.» Ich: «Einen Ausweg wüsste ich schon», und schaute ihn schelmisch an. Da wurde er rot, sagte aber nichts. Ach, wie bange war es mir! Hatte ich mich wirklich in ihm getäuscht? Und doch wagte ich es: «Man fragt, ob wir verlobt seien, könnte es denn nicht wahr werden?» Und da mein lieber Junge immer noch stumm, mit sorgenvoller Miene blieb, fuhr ich weiter: «Oder sind Sie etwa schon zu Hause, in Ihrer Vaterstadt verlobt? Oder meinten Sie es nicht so ernst mit mir? In diesem Falle ist es dann wirklich besser, wir machen dem Stadtgespräch ein Ende, indem wir uns nach und nach nicht mehr so oft treffen, meinen Eltern würde es weh tun, wenn ich es anders mache.» «Nein, nein», sagte er, «dem ist nicht so, ich bin ganz frei, aber ans Heiraten hätte ich bis jetzt nie denken dürfen, ich verdiene noch so wenig, usw.» Dass wir dann bald einig wurden, können Sie sich denken. Ein Jahr später heirateten wir. Das Schicksal war uns zwar nicht günstig, wir hatten viel Unglück in unserer Ehe, aber unsere Liebe zueinander half uns immer über alles. Und seit den 20 Jahren, die wir jetzt zusammen verbrachten, konnte es geben, was es wollte, oft auch beidseitig böse Worte, aber nie hat mein lieber Mann mir vorgeworfen, ich hätte ihm den Heiratsantrag gemacht. Im Gegenteil, er hat mir oft gesagt, ohne mich hätte er vielleicht gar nie geheiratet, denn er hätte es nie gewagt.

Lieber Schweizer-Spiegel!

Was mich anbelangt, so muss ich sagen, ich kannte meinen Mann schon, als ich noch im Flügelkleide auf die höhere Töchterschule ging. Ich fand ihn damals riesig fesch, aber auch sehr stolz, denn er würdigte mich kleines Mädchen nie eines Blickes. Mir imponierte es auch damals gewaltig, dass er ein Auto hatte. Ein Auto?!

Der Traum eines jeden Backfischherzens, das Symbol der Männlichkeit!

Ich ging dann ins Ausland, und erst drei Jahre später kam ich wieder für einige Wochen nach Hause. W. ist ein recht spiessiges Kleinstädtchen und «es läuft nicht viel!» Als Tanz und Flirt liebendes junges Mädchen langweilte ich mich ziemlich. Um so erstaunter war ich, als ich eines Tages einem



„Meinem Coupé gegenüber lehnte im Fensterrahmen eine Dame . . .“

eleganten Herrn begegnete, den ich als meinen ehemaligen Schwarm wiedererkannte. Diesmal hatte sich aber das Blättchen gewendet. Er starrte mich ganz erstaunt an, und ich tat so, als sähe ich es nicht. Einige Wochen später war bei uns das Défilé der Truppen, die aus dem Dienst entlassen wurden. Ich ging zufällig über den Platz, auf dem die Soldaten herumstanden, als ich einem Hauptmann begegnete. Offiziere sehen wir Frauen ja immer gerne, und ich wollte mir meinen Hauptmann gerade etwas näher betrachten, als ich in ihm wiederum «ihn», meinen «Schwarm», wiedererkannte. Diesmal liess er die Truppen einfach allein, raste nach Hause und holte sein Velo, um mir sicherer folgen zu können. Aber als er mit dem Velo ankam, war ich schon wieder über alle Berge. Kurz darauf kam ich mit meiner Schwester in die Stadt, um einige Besorgungen zu machen, als wir «ihn» trafen. Da war's, wo er «La voilà» dachte, denn er machte prompt kehrt, und ohne sich um Leute oder Ansehen zu kümmern, ging er konstant hinter uns her. Gingen wir in ein Geschäft, so wartete er draussen. Uns machte das riesigen Spass, denn wir kannten natür-

lich seinen Namen und wussten, dass er für sehr stolz und unnahbar galt.



„Lange sass mein jetziger Lebensgefährte mit mir am gleichen Tisch ...“

Wir kamen nun aus der Stadt heraus in ein ruhiges Villenviertel, «er» war uns immer dicht auf den Fersen, wie meine jüngere Schwester konstatieren konnte, sie musste sich von Zeit zu Zeit umsehen. Wir gingen nun etwas schneller, bogen plötzlich um eine Ecke und verschwanden dann schleunigst in der Tür unseres Hauses. Als er hilflos suchend vorbei kam, fest entschlossen, nicht umzukehren, bis er wusste, wo wir verschwunden seien, da lagen wir vergnügt grinsend am Fenster des ersten Stockes und assen Weintrauben. Im Arm hielten wir eine grosse groteske Puppe und als «er» zufällig heraufschaute, liessen wir die Puppe nicken und Verbeugungen machen. Er zog den Hut, wir aber, frech wie die Wanzen, bombardierten ihn mit Trauben, die er indessen pflichtschuldigst aufsammlte und verzehrte. Darüber mussten wir furchtbar lachen... und der Anfang war gemacht. Er entschuldigte sich nun und bat mich, doch einen Augenblick herunterzukommen, da er mir etwas zu sagen habe! Vorsichtig, aber abenteuerlustig, schlich ich die Treppe hinab, um nicht von meiner Mama aufgehalten zu werden, ging ihm dann steif entgegen und begrüßte ihn förmlich. Wir gingen vor dem Haus auf und ab und lachten über meine Schwester, die immer faule Witze machte und uns zurief, ob sie uns ein Sofa herunterbringen solle, usw. Man sieht, was wir für freche Gören waren und dass wir vor niemandem Respekt hatten. «Er» lud mich also nun zu einer Autotour für den übernächsten Tag ein, was ich gnädig annahm, dann verabschiedete er sich mit — sage und schreibe — einem Handkuss. Mir blieb der Mund offen stehen, nicht weil ich Handküsse nicht gewöhnt war, bewahre, wie das tägliche Brot, aber weil mich das an einem Schweizer sehr befremdete. Aber gefreut hat's mich deshalb gerade. Am übernächsten Tag sollte er mich abholen; aber schon am andern Tag klingelte es, und «er» stand draussen. Er glaubte sich dafür entschuldigen zu müssen, dass das Auto eventuell in Reparatur sein würde, usw. Ich musste über die faule Ausrede lachen und führte ihn in den Salon. Da kam nun der freche Mensch in

eine wildfremde Wohnung und blieb geschlagene zwei Stunden sitzen. Wir unterhielten uns aber auch riesig geistreich, das kann man wohl sagen. Unter anderm riet ich ihm ab, sich je zu verheiraten, das sei das Dümme, was ein Mann tun könne. Auch ich sei eine heftige Ehegegnerin, vertraute ich ihm an, und werde nie heiraten!

Nachher kam natürlich auch meine Mama herein und er genierte sich gar nicht, sondern küsste ihr die Hand und unterhielt sie sofort sehr liebenswürdig. Er handelte ganz schlau, denn um sich bei der zukünftigen Schwiegermama in gutes Licht zu setzen, tat er folgendes: Beim Hinausgehen aus dem Salon löste sich die Türleiste und sprang auf den Boden. Sofort liess er sich einen Hammer geben und nagelte eigenhändig die Leiste wieder an. Ist das nicht schlau

eingefädelt? Welche Schwiegermutter kann da widerstehen? Das Herz der seinen hatte er sich mit dem Hammer und der Leiste und dem Handkuss gewonnen.

Am andern Tag war der Wagen doch bereit, und wir machten eine schöne Fahrt. Schliesslich landeten wir in einem kleinen aber höchst gemütlichen Restaurant, wo wir das Nachtmahl verzehrten. Ich verstehe Schiller so von ganzem Herzen, wenn er sagt: «Ach, dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!» Es gibt in der Tat nichts Schöneres als das geistige Sich-Abtasten zweier Menschen. So sassen wir uns damals in dem kleinen Restaurant gegenüber und erzählten uns so viel... mit den Augen!

Noch einen Sonntag hatten wir vor uns, dann kam meine Abreise. Wir machten noch eine schöne Autofahrt durch die herbstlichen Wälder und nahmen unsern Abendimbiss in einer reizenden Bauernstube ein. An jenem Abend hatten wir beide das gleiche Gefühl: Wir gehören zueinander! Davon sagten wir kein Wörtchen, im Gegenteil; aber

auf der Heimfahrt durch den dunklen Wald, da gönnten wir uns einen Augenblick Rast und wanderten schweigend, aber Hand in Hand, unter den Tannen hin und her! —

Am nächsten Tag reiste ich ab. Er begleitete mich gemeinsam mit meinem Papa zur Bahn, und nie werde ich den Blick vergessen, mit dem er mir nachsah. Es war der treueste Hundeblick, den man sich vorstellen kann, und der Blick hat mich begleitet und wieder heimbegleitet, bis ich seine Braut war!

Ich stand nun wieder in meinem gewohnten Leben, und alle Abwechslungen der Großstadt standen mir reichlich zur Verfügung. Trotzdem kam ich mir so zerbrochen vor, als hätte man mich in zwei Hälften geteilt. «Er» fehlte mir überall und immer! Täglich kam ein Brief, täglich antwortete ich. Spiele-

risch sprachen wir darüber, was wir tun würden, wenn wir beispielsweise verheiratet sein würden, machten Pläne, bauten uns die Wohnung aus und zankten uns schrecklich um die lächerlichsten Lappalien. So zum Beispiel, ob wir, wenn wir Kinder hätten, diesen schon am heiligen Abend oder erst am ersten Weihnachtsfeiertag den Christbaum beschenken würden! Darüber konnten wir nicht einig werden!

Dann kam das Weihnachtsfest. — Ich fuhr nach Hause, und er holte mich von der Bahn ab. Wenn man sich auf etwas so übermenschlich gefreut hat, dann hat man sich überfreut und ist gewöhnlich etwas enttäuscht. Wir waren es beide beim Wiedersehen! Ich tat banal und blasiert, er redete ganz wirres Zeug und fragte mich wohl ein dutzendmal, ob ich's auch wirklich sei?

Aber unmerklich fanden sich unsere wahren «Ich's» wieder, und als die Kerzen am Christbaum brannten, da gelobten wir es uns feierlich, uns das Leben gegenseitig zu verschönern und uns möglichst wenig zu zanken! —



„Erst lange nachher brachte ich einem langjährigen Abonnenten eine grosse Schnittwunde bei . . .“

Ersteres tun wir nach Möglichkeit; letzteres halten wir nicht immer pünktlich, aber man kann sich da mit verschiedenen guten Sprüchen trösten; der meine ist: «Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!» und der seine ist: «Säuhäfel — Säudeckeli!»

Tit. Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

Ich war ein junger, lustiger Landjäger im Kanton Schaffhausen, zur Zeit, als man noch einen halben Liter Wein kaufte für 25 Rappen. Als Landjäger musste ich einmal einen arbeitsscheuen Kerl seiner Heimatgemeinde zuführen. Da der Gemeindepräsident nicht ortsanwesend war, marschierte ich mit meinem «Glünggi» zum Vizepräsident, der mir den Arrestanten abnahm und seinem Töchterli befahl, mir einen Zabig zu holen. Da brachte sie mir Speck, kein Fäserchen Fleisch darin, alles nur weissen Speck, aber so fein geschnitten und serviert, dass ich alles vertilgte. Wir als junge Leute hatten rasch Bekanntschaft, und bei meinem Abschied dachte ich, die könnte mir noch ganz gut gefallen. Das war unsere erste Begegnung.

Nun war mir bekannt, dass das Mädchen in Zürich in Stellung war und an einem bestimmten Tage dorthin reisen werde, da die Ferien zu Ende gingen.

Es gelang mir, sie im Bahnhof Schaffhausen zu treffen und einige gleichgültige Worte mit ihr zu wechseln. Nähere Fragen zu tun war ich zu scheu ihr gegenüber, was bei mir sonst nicht der Fall war. Ich begleitete sie in den Wagen und verabschiedete mich. Dann stellte ich mich auf dem Perron auf und sagte mir, wenn sie nun noch einmal aufsteht, im Sitzen konnte ich sie nämlich nicht sehen, und mir Adieu winkt, dann kann ich hoffen. Und was geschah? Als sich der Zug in Bewegung setzte, stand sie auf und war dann doch verlegen, als sich unsere Blicke begegneten. Damit war es für mich entschieden, dieses Mädchen heirate ich.

Dass aber eine eigentliche Werbung stattgefunden habe, kann ich mich nicht erinnern, wenigstens habe ich gar nie gefragt, «willst du mich?»

In einem Briefe habe ich, nachdem ich sie einige Male besucht hatte, ihr erklärt, dass sie meine Braut sei, und sie hat nicht dagegen protestiert.

Nach zweijähriger Brautzeit haben wir dann geheiratet und es bis heute, nach 23 Jahren, nicht bereut.

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Es sind in diesem Sommer grad 20 Jahre, als ich in einem jener schmucken Dörfer am linken Zürichseeufer mehrere Ferienwochen verbrachte. Das Haus, welches meine Bekannten bewohnten, stand als Neubau zwischen den vereinzelt, alten Bauernhäusern oben «auf dem Berg». Damals — meine ich. Heute ist diese Gegend eine Villenkolonie und «weder Baum noch Strauch» erinnert an die poesiereichste Zeit meines Lebens.

Also, wie gesagt, ich war «da oben auf dem Bergli» in den Ferien. Wenn ich des Morgens das Fenster öffnete, sah ich immer auf das Dach des benachbarten Bauernhauses. Zwar hätte ich lieber das Fenster auf der Seeseite gehabt mit der schönen Aussicht auf Wasser und Gebirge. Erst später wurde mir klar, dass die Aussicht auf ein Nachbarhaus unter Umständen weit schöner sein kann. Da meine Bekannten mit dem «Bauernhaus» befreundet waren, hatte auch ich Gelegenheit, dort aus- und einzugehen, und als wieder einmal ein regnerischer Tag war, wo die Bauersleute nicht draussen arbeiten konnten und ich mich langweilte, machte ich ein Besuchlein bei diesen. Da sass ich mit meinem weissen Stadtröckchen in der niedern Stube am Fenster, wo grosse, dunkelrote Geranien blühten, und sah einer ältern Frau — die später meine Schwiegermutter werden sollte — beim Flicken zu. Ich werde diesen Nachmittag nie vergessen. Ich sehe immer noch im Geiste die grosse, schlanke Frau vor mir mit den roten Bäckchen und dem schwarzen Spitzenhäubchen. Wie emsig sie an derben Männersachen herumflickte! Ich glaube, ich habe damals für mich gedacht: Gottlob haben wir in der Stadt nicht solche «Mannshosen» zu flicken. — Im Verlauf wurde das fleissige Fraueli recht gesprächig. Als es vier schlug, lud es mich sogar zu einem «Kaffi» und einem Stück Kuchen ein, was ich in Anbetracht meiner Langeweile und des Regenwetters nicht abschlug. Bei diesem gemüthlichen Kaffee wurde ich zum erstenmal mit meinem «Zukünftigen» bekannt.

Und das kam so: Wie jede Mutter, so

erzählte auch diese von ihren Kindern. Da aber keines davon zugegen war, nahm sie ein Bild von der Wand, das eine brave, währschafte Bauernfamilie darstellte. Ich liess mir erklären, was die Kinder — es waren meist Buben — alles trieben, denn ich war als junges Mädchen erstens neugierig und zweitens wusste ich ganz gut, dass es jede Mutter gern hat, wenn man sich nach ihren Kindern erkundigt. — Also der «Kleine» mit den weissen Strümpfen und den Knopfstiefeln — der war grad auf dem Seminar. Und der ganz grosse, der sei bereits Lehrer, sagte sie voll Stolz. Aber der da... und ihre Augen begannen zu leuchten... das sei der Gefreuteste, der Stolz und die Hoffnung, der werde Pfarrer! (Oha, dacht' ich, drum steht der so gewichtig da!) Und weiter erzählte mir das gesprächig gewordene Frauei, dass es jetzt bald lebhaft würde im Haus, die Söhne kämen von den Schulen in die grossen Ferien heim. Da hätte ich — meinte sie — manchesmal Unterhaltung. Die Söhne müssten zwar beim Heuen und sonstigem helfen, aber es gäb schon so viel Zeit, dass wir plaudern könnten. Besonders der mittlere «Suh», der Pfarrer wird, der hätte gewiss etwa Zeit, mit mir einen Spaziergang zu machen (eine Vergünstigung, die meine künftige Schwiegermutter so bitter bereute später, wie das wohl alle Schwiegermütter tun, die einen Liebessohn haben).

Ueber diesen Besuch vergingen ein paar Tage, als ich an einem wunderschönen Sommerabend weiter bergauf wanderte, frohgemut, das junge Herz voll Sonne. — Stellen Sie sich vor, wenn in diese Stille hinein plötzlich ein paar junge Burschen gröhlend aus dem Gehölze springen und sich den Buckel voll lachen, weil sie ein junges Mädchen so elend erschreckt haben, dass es davon lief! Dieses Mädchen war ich. Und dass einer dieser Burschen, der mit der Brille, ein Sohn der Frau X. war, und zwar grad «der Pfarrer», das stand vorläufig bei mir fest. Also «so Einer» war das! Spornstreichs, den ganzen idyllischen Abend vergessend, lief ich heim, meinen Wirtsleuten das Erlebnis erregt erzählend. Obwohl man mir ausredete, es sei ein Sohn der Nachbarsleute bei den Schlingeln gewesen, hielt ich steif daran fest, dass er's war, und zwar grad der «künftige Pfarrer». Richtig: Am nächsten Nachmittag kam strahlend die Nachbarin in unsern Garten

und sagte: Der «Suh» sei gestern abend gekommen und wenn das Fräulein mal herüber käme...

Ich tat aber sehr spröde, trotz der lebenswürdigen Einladung, denn ich hatte bereits von diesem grünen Bürschlein vom Waldrand genug. Zudem hatten «wir» grosse Wäsche, an der ich mich mit Freude betätigte. Trotzdem kam ich mit, strich mir die vom Wäshedampf feuchten Haare zurück, trocknete die Hände an der grossen Aermelschürze, nahm ein Stück Butterbrot in die Hand, schritt mit der Nachbarin das Gartenwegli hinauf und... stand zum erstenmal meinem «Zukünftigen» gegenüber. Das ist jetzt der «Suh», sagte Frau X. und stellte mich vor. Etwas unbeholfen und schüchtern erhob sich der «Herr stud. theol» von der Bank und grüsste mich verlegen. Ich machte ein sehr spöttisches Gesicht, denn jetzt musste es ja heraus, was ich sagen wollte. Sehr wichtig bemerkte ich: «...Ich glaube, wir haben uns schon mal gesehen... oder kennen Sie mich nicht mehr in dieser Garderobe?» — Nein; er kannte mich nicht mehr. Ich half etwas nach: «Ich meine, ich sah Sie gestern abend... mit Kameraden!» «Nein; das könne nicht stimmen; er sei ganz spät z'Nacht gekommen, und zwar von der Bahn direkt nach Hause!» Die Mutter bestätigte das — mir aber fiel ein Stein vom Herzen.

Zwei Tage später holte mich der cand. theol. zu einem Spaziergang ab, wo ich zum erstenmal den Eindruck gewann, dass auch «künftige Pfarrer» ganz nette junge Männer sein können, mit denen sich angenehm plaudern liesse. Diesem ersten steifen Spaziergang folgten bald fröhliches, ungezwungenes Herumstreifen in Flur und Wald, und als mich gelegentlich an einem verabredeten Nachmittag statt mein Freund «nur» dessen jüngerer Bruder abholte, mit der Entschuldigung, der K. hätte nach Zürich müssen, da war ich... sehr enttäuscht.

Soll ich Ihnen noch mehr erzählen? Davon, dass wir einmal zusammen in die Nachbargemeinde geschickt wurden, um «Schüblinge» zu holen? Und dass es einige Stunden ging, bis wir mit unsern Würsten heimkamen, wo es ein grosses Geschimpfe absetzte? Fast waren diese prosaischen Schüblinge daran schuld, dass unsere weitem Spaziergänge in Frage gestellt wurden, denn nun hatte man drüben und hüben etwas gemerkt.

Auf alle Fälle passte man uns ein wenig auf, und wir konnten nicht mehr so öffentlich und ungezwungen durch die Felder streifen. Böse Menschen behaupteten sogar eines Tages, wir hätten uns an der Hand geführt. Vielleicht wussten wir gar nicht, dass das unter anständigen jungen Leuten nicht erlaubt sei, und dass man, wenn man das wolle, es heimlich tun müsse, damit's niemand sieht. Und das taten wir denn auch. Wir gingen nicht mehr so «öffentlich» durch die Fluren, um Aergernis zu erregen, sondern trafen uns heimlich oben am Waldrand oder sonstwo. Diese Heimlichkeiten waren sogar unendlich reizvoller, und wenn Sie ganz verschwiegen sind, so verrate ich Ihnen sogar, dass ich einmal noch spät am Abend in den Strümpfen das Haus verliess, weil wir uns verabredet hatten.

So haben wir uns «kennen gelernt». Das heisst, kennen gelernt haben wir uns erst weit später im idyllischen Pfarrhaus einer Berggemeinde. Heute aber, wo wir mitten in der Stadt sitzen, hole ich gern wieder einmal die schönsten Ferien meines Lebens hervor und erlebe beim Niederschreiben alles zum zweitenmal. Bald wird's unser Aeltester nicht besser machen wie wir beide; ich gönne's ihm. — ***

An die Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

Ich war justement 18 Jahre alt, als ich an einer Veranstaltung einer Jugendvereinigung «sie» zum erstenmal sah. Sie sehen und mich in sie verlieben war eins. Sofort folgte auch der Wunsch, dass sie einmal meine Frau werden müsste. Lachen Sie nicht! Es gibt noch so etwas, wie «Liebe auf den ersten Blick». Aber bald folgte die Schwierigkeit. Wie, wann und wo kann ich ihr sagen, dass ich sie liebe? Die «Festung» im Sturm zu nehmen, dazu war ich zu schüchtern und hatte zu wenig Erfahrung im «Umgang mit Frauen». Bis zu diesem Momente kannte ich ja das andere Geschlecht nur näher in meinem lieben Muetti und in meinen Schwestern. Zu einem Schatz hatte ich es noch nicht gebracht.

Wir trafen uns noch oft, aber nie bot sich eine Gelegenheit, auch nur einmal ein Wort an sie zu richten. Aber ich stellte fest, dass «sie» einen Bruder und einen Freund hatte und bald hatte ich es heraus, dass über diese «Klippen» mein Weg zu ihr führen könne. Es gab sich dann auch, dass ich Freund

ihres Freundes, Kamerad ihres Bruders wurde. Ich erreichte dann weiter, dass alle drei Mitglieder der Jugendvereinigung wurden, der ich schon angehörte. Nun sah ich sie oft. Nach einem Monat endlich konnte ich einmal mit ihr sprechen. Aber ich sprach nicht das mit ihr, was in meinem Herzen sass, sondern nebensächliche, belanglose Dinge. Es kam Weihnachten und mit ihr eine Veranstaltung unserer Vereinigung. Nach einem alten Usus wurden an diesem Abend die Mitglieder gegenseitig beschenkt. Ich schenkte «ihr» Heines Buch der Lieder und als Widmung zitierte ich Heine selbst. Dafür bekam ich kaum einen Dank. Ich wollte durch Heine mein Herz geben, er sollte meine innersten Gefühle verdolmetschen, doch «sie» verstand diese Sprache noch nicht.

Ich weiss nicht, ob ich in jener Nacht geweint habe, sicher aber war ich nicht freudig gestimmt. Ich leerte dann auch ihrem Bruder mein Herz aus. Er verstand mich und wusste, wo ich kranke, meinte aber: «Lass ihr Zeit, sie ist halt noch ein Kind!»

Obwohl sie ebenso alt war, wie ich, liess ich ihr Zeit. Es war eine lange Zeit für mich. Ich lud sie oft ins Theater ein. Wir sahen Goethe, Schiller, Ibsen, Strindberg und andere. Wir erlebten so gemeinsam Schicksale von andern jungen Menschen, sahen werdende und vergehende Liebe. Mir schlummerte immer im Hintergrund der Gedanke: Wird «sie» bald etwas merken? Hundertmal nahm ich mir vor, ihr mein Herz auszuschütten. Nie fand ich den Mut dazu. Wie eine Katze um den heissen Brei, schlich ich um die Kernfrage. Dann wieder nahm ich mir vor, ihr einmal beim Abschied vor dem Hause einen Kuss zu geben, nachdem wir, vom Theater oder Konzert kommend, eine recht «animierte» Diskussion gehabt hatten, und immer blieb es bei dem nüchternen: «Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!»

Aber, wenn wir auch noch nicht Liebster und Geliebte wurden, so wurden wir doch gute Kameraden, treue Freunde, und ich musste selbst sehen, dass der Bruder recht hatte: «Sie war noch ein Kind», sie sah nicht, wie ich litt und spürte nicht, wie ich in Liebe um sie bebt. Wir wanderten auch viel miteinander, nicht allein, sondern mit Freunden oder den Eltern, und da passierte es mir dann oft, dass ich am Abend so aufgewühlt war, dass ich niemals Schlaf gefunden hätte. Ich musste wieder hinaus in die



„Diese Heimlichkeiten waren sogar unendlich reizvoller . . .“

Natur. Dann bin ich allein — auch wenn es geregnet hat — hinaus gestürmt, hinauf auf den Uetliberg oder sonst wohin, weg von den Menschen, bis mich das Morgengrauen mahnte, dass ich zur Arbeit müsse . . .

Dieses Schweben in der Luft dauerte über ein Jahr. Einmal — es war im Frühling — als wir vom Theater heimgingen, da haben wir uns dann doch geküsst. Ich glaube, wir beide sind dabei stark errötet, sehen konnten wir und andere das nicht, denn es war dunkle Nacht. Interessant ist dieser Kuss deshalb, weil ich mir an jenem Abend gar nicht vorgenommen hatte, « sie » zu

küssen. Das Stück, das im Theater gegeben wurde, war nämlich gar nicht anregend, es war eine Tragödie, die Geschichte einer unglücklichen Liebe . . . Oder war das gerade die Ursache?

Damit begann eine neue Zeit, eine glückliche Zeit. Sie war bitter und süß glücklich. Es war, wie eben die Zeiten der ersten jungen Liebe sind. Bei mir ein Geben von lang Aufgespartem, ein Trinken eines Verdursteten; bei « ihr » das erste Erwachen der Liebe, ein scheues Tappen noch.

Dann kam der Weltkrieg. Ich musste an die Grenze. Ich war nicht gerne Soldat und litt sehr, denn im Dienst muss das eigene « Ich » untergehen, man wird zur Nummer, zur Schachfigur und andere spielen mit dir. Ich litt doppelt, weil ich mein erst begonnenes Glück nicht ausleben konnte. Täglich schrieb ich ihr einen Brief.

Ich musste schon elend zerschlagen sein, wenn ich in den 619 Diensttagen einmal

nicht schrieb. Es gab auch Briefe, wo ich von der Zukunft sprach, und schliesslich sind wir uns übereingekommen, dass wir uns heiraten werden. Ich wusste, mein Leben war dem Kampf geweiht. Ich frug « sie », ob sie trotzdem meine Lebensgefährtin werden wolle. « Willst du mit mir ins Unge-
wisse? Nur Liebe, es darf nichts anderes sein, das uns bindet. Nicht die Ehe soll uns zusammenketten — nur das Grosse, das Heilige, die Liebe. »

Nach dem Kriege sind wir dann zusammen einige Tage in die Berge gegangen und dann gehörten wir uns ganz. Vor Amt

und Behörden schlossen wir aber unsern Bund erst ein Jahr später. Acht Jahre nach der «Liebe auf den ersten Blick» waren wir auch vor Gesetz und Oeffentlichkeit Mann und Frau, und bald acht Jahre dauert dieser Zustand, ohne Schaden gelitten zu haben.

Ich bin für meine Leiden reichlich beschenkt worden!

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Zu meinem 14. Geburtstage schenkte mir meine Mutter die Autobiographie an die Waise von Lovood von Currer Bell. Besonders tief prägte sich mir ins Gehirn ein, dass die Johanna unaussprechlich glücklich wurde mit ihrem Gatten, der 25 Jahre älter war als sie. Da formte ich mir in Gedanken wohl schon die Idealgestalt meines Gatten, denn nie fand ich Gefallen an gleichaltrigen Männern. In meines Vaters gutgehendem Coiffeurgeschäft kämmte und wusch ich den Männern jahraus, jahrein die Köpfe, seifte sie ein, und schliesslich lernte ich noch rasieren und erhielt mein Gehalt wie ein richtiggehender Coiffeurgehilfe. Anfangs hatte ich sehr Angst, den Männern im Gesicht herumzufuchteln, doch da ich sehr langsam und vorsichtig mein Messer lenkte, so gab es im Anfang keine Verwundeten, erst lange nachher, als ich schon gut eingeübt war, lenkte ich das Messer schneller und brachte einem langjährigen, bessern Abonnenten, der sich zweimal die Woche rasieren liess, eine grosse Schnittwunde bei. Ich war vor Schreck wie gelähmt. So oft ich heute von Autounfällen lese, so muss ich stets an meine ersten Rasierversuche denken. Anfangs fahren sie wohl auch langsam und vorsichtig, erst mit der Zeit schneller und dann geht's schief. Also mein Schnittkunde war mir nicht böse. Als er fort war, sagte ich: «Was wird seine Frau sagen?» «Der ist noch ledig», sagte Papa. «Was, so ein alter Mann nicht mal verheiratet? (Da ich damals 18 Jahre alt war, so kam mir ein 38jähriger Mann eben schon alt vor.) Warum der wohl ledig geblieben ist?» «Ja,» meint der Papa, «das ist halt so ein urchiger Emmentaler, der weiss mit den Frauen nicht so recht umzugehen.» Da überkam mich tiefes Mitleid mit dem schönen, grossen Mann, dass der wegen so kleinen Aeusserlichkeiten keine Frau finden konnte.

Damals wusste ich noch nicht, dass die Männer selbst schuld sind, wenn sie ledig herumlaufen. Da ich immer fast nur Männer sah, glaubte ich, es gebe mehr Männer als Frauen. Später sagte mir ein Gehilfe, der Schnittkunde sei in mich verliebt. Ich lachte und glaubte es nicht. Mein Grossvater heiratete zum zweitenmal, und ich hatte die Ehre, das neuvermählte Paar am Bahnhof abzuholen. Da sah ich meinen Schnittkunden bei einem Pfeiler stehen und mich sehr lieb anblicken. Da kam mir die Bemerkung in den Sinn, «er ist verliebt in mich», wie gut, dass er mich jetzt grad in meinem neuen Kleid sieht! Von diesem Tage ab verliebte ich mich langsam und sicher in ihn. Hin und wieder kamen Frauen ins Geschäft, um ihre Männer abzuholen, da war ich immer erstaunt, zu sehen, wie alt die Frauen gegen ihre gleichaltrigen Männer aussahen. Da war ich froh, dass ich mich verliebt hatte in einen 20 Jahre ältern. Heute freue ich mich, dass kurzes Haar und kurze Röcke die Frauen doch endlich jünger machten, dass sie nicht mehr so alt aussehen neben ihren gleichaltrigen Männern. Noch viele Jahre musste ich warten, bis ich heiraten durfte, denn meine Mutter sagte: Jugend gehört zu Jugend, das kommt nicht gut, so ein grosser Altersunterschied; aber es kam doch gut in unserer Ehe. Wir kommen gut aus. Stendhal, der ausgezeichnete Kenner des menschlichen Herzens, sagte, die ideale Ehe ist zwischen einer Frau von 30 und einem Mann von 50. Das würde also bei uns stimmen.

Geehrte Herren!

Wie wir uns kennen lernten? Ich lernte meine Frau nicht kennen, sonst hätte ich sie nicht geheiratet.

An die Redaktion des «Schweizer-Spiegel»!

Vor ein paar Jahren war's, als ich zur weitem Ausbildung meine Stelle wechselte und als Korrespondentin in eine Privatbank eintrat. Lange sass mein jetziger Lebensgefährte mit mir am gleichen Tisch, und keins ist dem andern mehr gewesen als die andern Angestellten im Bureau.

Nur ganz im stillen haben wir uns oft betrachtet und mit besonderer Freude einander bei der Arbeit geholfen. Ein gemein-

samer Geschäftsbummel hat uns dann etwas näher gebracht; die Freude an der Natur, das Grosse, Schöne, Reine hat aus unsern Augen geleuchtet, und niemand hat's gesehen als wir zwei. Und wie mein Mann einmal im Spass zu mir sagte (wir waren zufälligerweise allein in der Bude): «Wenn chum i jetzt emal es Mündschi über?» da hat er zwei bekommen, und sie mitgenommen in seine Ferien.

Und wie wir einst droben standen, auf schneebedeckten Gipfeln, mit unsern lieben Skiern im Mondenschein, und jauchzten vor Freude und Glück, da haben sich unsere Herzlein so richtig kennen gelernt. In gemütlichen Plauderstündchen haben wir uns erzählt von unserer Jugend, miteinander ein schönes Buch gelesen und sind uns dabei immer näher gekommen.

Mehr als ein Jahr haben wir uns im Geschäft als zwei glückliche verliebte Menschen gegenübergesessen, und es war gewiss nicht immer leicht, unser grosses stilles Glück vor den andern zu verbergen.

Und es kam der Tag, an dem mich mein lieber Georg in seine Arme schloss und mir ganz leise zuflüsterte, dass wir uns am kommenden Sonntag mit einem goldenen Ringlein schmücken werden. Ob Sie sich wohl meine Ueberraschung vorstellen können? Zur gleichen Zeit ist mein lieber Mann zum Prokuristen befördert worden, und ich habe bescheidenen Stolz darauf, denn sehr oft haben wir uns beide zum Vorwärtsstreben angespornt.

Das Erstaunen der Mitangestellten und Prinzipale war natürlich auch nicht gering, und nachträglich will der eine oder andere wissen, dass wir uns im Verstohlenen einmal «Du» gesagt hätten.

Ein Jährchen später haben wir unsern heiligen Bund vor Gott und den Menschen bestätigt. Wir sind recht glücklich, teilen die trüben, sowie die heitern Stunden miteinander, und unser liebes Mütterlein hilft mit, dass wir zu Hause ein heimeliges Plätzchen haben. Fast möchte ich behaupten, dass man einander so schnell gar nicht kennen lernt, denn in jungen übermütigen Tagen ist's nicht schwer, fröhlich zu sein. Die bittern Stunden sind uns, Gott sei's gedankt, bis heute erspart geblieben.

Nach wie vor sitzen wir uns im Bureau gegenüber, und keins möchte das andere missen.

Lieber «Schweizer-Spiegel»!

Es war im Kriegsjahr 1915 unseligen Andenkens, und ich hatte meine 27 Lenze schon hinter mir, als mich der Meister nach einem oberaargauischen Dorfe detachierte.

Per Velo fuhr ich an einem schönen Juniabend nach G...berg zu meiner Schwester, welche daselbst seit Jahren verheiratet war. Auf halbem Wege kollidierte ich mit einer Radlerin, welche ohne Signal plötzlich einem Fuder Gras vorfahren wollte. Nur das Damenvelo nahm geringen Schaden und ich hatte denselben bald repariert. Nach gegenseitiger Entschuldigung nahm man ohne weitere Notiz Abschied. Aber aus meinen Gedanken konnte ich diese Begegnung nicht wegwischen.

Traditionsgemäss werden in einigen Dörfern der Oberrargauer Kornkammer die Schnittersonntage durchgeführt. Die für diese Gegend zu grossen Nationaltagen gewordenen Veranstaltungen bilden einen Arbeitsmarkt für Erntearbeiter und dann sammelt sich viel junges Volk, um dem Vergnügen zu frönen.

Gern folgte ich der Einladung meiner Schwester, einen solchen Tag durchzukosten. Bei diesem Anlass traf ich meine Lebensgefährtin in heimeliger Bernertracht zum zweitenmal. Anstandshalber musste ich mich natürlich nach eventuellen Folgen des fraglichen Unfalles erkundigen, und als wir uns trennten, wusste ich bereits, dass das Mädchen abends in der «Sonne» zu treffen sei. Meine Schwester machte mich dann noch mit den Personalien der ganzen Familie, die im nächsten Dorfe einen mittleren Bauernhof bewirtschafteten, bekannt. Dann fügte sie noch wichtig bei, dass diese Familie finanziell etwas heimlichfeiss sei, und dass schon mancher liebesdurstige Jüngling sich dort einen Korb geholt hätte.

Im «Sonnen»-Saale fand ich wirklich abends meinen Herzkäfer und drehte das urchige, fröhliche Bauernkind, trotzdem dieses im Tanzen kein Meister war, im Schweisse meines Angesichts und mit grosser Hingabe im Kreise herum. Das Mädchen entschuldigte sich aber, dass es eben keinen Tanzkurs genossen und es besser verstehe, Sense und Besen zu schwingen. Im Verlaufe des Abends komplimentierte ich meine Tänzerin sogar an meinen Platz. Für die Bauernsöhne von L...gen bedeutete das aber eine Sensation, dass ein fremder

Fötzel sich an ein Dorf mädchen heranwagte. Man stellte mir nicht nur bei jeder Gelegenheit das Bein, sondern öffentlich wurde verkündet, falls ich mich mit dem Mädchen in ihr Revier wage, kriege ich den Buckel voll. Vergebens warnte mich das Mädchen, das mir schon ziemlich zuge tan war. Als echter Kavalier wollte ich dasselbe durch Sturm und Gewitter nach Hause begleiten. Auf einen öffentlichen Kampf konnte ich mich natürlich nicht einlassen, denn ich wäre der Uebermacht erlegen. Durch eine Finte konnte ich aber die eifersüchtigen, handfesten Bauernburschen täuschen, und fuhr kurz entschlossen meine Begleiterin unbehelligt auf meinem Velo nach Hause.

Die kurze Abschiedsszene wickelte sich aus strategischen Gründen in guter Dekung ab. Den Kuss, den ich dem Mädchen schenkte, wollte es nicht behalten, sondern gab mir diesen wieder retour, also war schon bereits tadelloser Kontakt entstanden. Ein Glück für mich war's, dass ich schleunigst Abschied nahm, denn bald darauf erschienen meine Verfolger und suchten natürlich vergebens das ganze Haus und die Umgebung ab.

Periodisch schrieb man sich später, aber kein dummes, phrasenhaftes Zeug; in dieser Hinsicht besaßen wir beide die gleichen Ideen. Dann traf man sich etwa bei einem Anlass, und wenn ich zur Schwester reiste, war Anni auch zugegen. Die Geliebte in ihrem Harem aufzusuchen, wie dies im Kt. Bern vielerorts noch Mode ist, war hier unmöglich, denn das Allerheiligste befand sich in exponierter Lage direkt neben dem Elternzimmer. Ein ferneres Hindernis war der bissige Hund, und zudem betrieben es die Dorfbuben als Sport, einen fremden Eindringling, der sich um ein ehrbares Mädchen interessierte, recht durchzubläuen. Ich probierte es in der Tat später nur noch ein einziges Mal, nachts das Mädchen in ihr Heim zu begleiten.

Nach bald einjährigen Versteckens musste ich zur Rettung meiner Ehre das Visier lüften; denn das Familienoberhaupt, welches natürlich bald Lunte gerochen hatte, schalt mich vor dem Mädchen einen fremden Fötzel, Kopfverdreh, der wahrscheinlich kein gutes Gewissen besitze, weil er sich nicht in seinem Hause öffentlich zeigen dürfe.

Eines schönen Sonntags meldete ich mich also beim zukünftigen Schwiegervater an.

Der Empfang war kein ermutigender. Die erste Begrüssung fand durch den bissigen Haushund statt, der überhaupt auch später meine Freundschaft immer ausschlug. Die zwei älteren Brüder hatten im Schopf Posto gefasst und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich, wie eine Erlösung war's mir, erschien meine Allerliebste, manövierte mich in die Küche, wo ich allererst die Bekanntschaft mit dem Müetti, einer sympathischen Person machte. Selb dritt ging's nun in die Wohnstube, wo sich der Herr des Hauses scheinbar in seine Lieblingsfachzeitung, den «Schweizerbauer», vertieft hatte. «Vater, lueg, das ischt dem Anni syne, der Wegmann!» stellte mich die Hausmutter vor. Mit philosophischer Gemächlichkeit stand Vater, ein urchiger Bauern typ, auf, reichte mir seine schwierige Rechte, zwar etwas zögernd, mit den Worten: «Grüess Gott, so seid Ihr der Wegmann?» Alsdann herrschte tiefes Schweigen, bis ich mein Sprüchlein mit den Worten an fing: «Ja, Ihr wisst ja, dass ich schon seit langer Zeit Eure Tochter kenne und ich erachte es als eine Pflicht des Anstandes, mich einmal der Familie vorzustellen», usw.

Nun war das Eis gebrochen. Scharf musterte mich der Mann mit seinen klugen Augen. Er wollte wissen, was ich treibe, über meine Familienverhältnisse orientierte er sich. Ja sogar, ob ich bürgerlich oder Sozialist sei erkundigte er sich. Ich musste alle meine Diplomatie aufbieten, um mitten durch zu steuern. Dann erfolgte das Urteil: Ihr scheint mir kein Ungerader zu sein, bekannte er. Heiraten darf das Anni vorläufig selbstverständlich, da es erst 24 Jahre alt ist, noch nicht, dazu brauchen wir es notwendig im Hause, und am liebsten wäre es mir, wenn es standesgemäss einen Bauern geheiratet hätte, denn arbeiten kann es.

Noch vieles wurde im Verlauf des Tages besprochen; aber meine Sympathie wandte ich nebst der Tochter dem Müetti zu, der ich besonders gut in den Kratten zu passen schien. Ein berechtigtes Sprichwort heisst ja: Wer will die Tochter kriegen, muss die Schwiegermutter lieben.

Erleichtert wie ein Kind nach dem Examen, nahm ich Abschied, den einen guten Eindruck mitnehmend, dass wahrscheinlich in diesem Hause tüchtige Kräfte haushalten und wirtschaften, denn alles sah sauber, wohlgeordnet und behäbig aus. Ich hab' mich, wie ich später erfahren, nicht getäuscht.

Was zwei treue Seelen wert sind, hab' ich während dem Grenzbesetzungsdienst erfahren, denn die periodischen Päcklein von Tochter und Mutter haben mir über manche Strapazen weggeholfen.

Nicht dass wir zwei Verliebte immer in holder Eintracht lebten, es schlichen sich hin und wieder Disharmonien ein, bis wir uns durchkannten. Einmal zog sich meine Angebetene sogar in den Schmollwinkel zurück, weil ich ihr Vorwürfe über das allzuvielen Schenken mir gegenüber machte. Ich bin überhaupt ein Feind desselben. Wie lächerlich macht es sich nämlich, wenn sich zwei Verliebte überwerfen und dann bereits ein Möbelwagen voll der oft unmöglichsten Sachen retourniert werden müssen!

Auch mit dem Schwiegervater hatte ich mich noch des öfters auseinander zu setzen, bis er zur Einsicht kam, dass auch ein Nichtbauer eine Familie ernähren könne.

Als dann endlich der Krieg zu Ende ging und bessere Zeiten in Aussicht standen, war mir das Junggesellenleben gänzlich verleidet, und da mir noch eine Verbesserung meiner Anstellung in sicherer Nähe stand, führte ich nach kurzem Verlobtsein mein Anni als Lebensgefährtin zum Altar in der heimeligen Kirche von G...berg.

Auch die Burschen von L...gen hatten sich mit diesem Fall abgefunden; denn zu meiner Hochzeit, die in echt ländlichem Rahmen durchgeführt wurde, pülverten sie mit der grössten Potenz drauflos, und ich lieferte ihnen zum Dank dafür, was der Magen verdauen konnte.

Wenn ich heute selbviert zu den Grosseltern reise, dann ist der Empfang immer ein herzlicher. Jedesmal führt mich der Schwiegervater durch Stall und Flur, und wenn ich dann den Musterbetrieb lobe, freut er sich wie ein Kind, weil ich seine Tüchtigkeit anerkenne und auch für die Landwirtschaft sympathisiere. ***

Sehr geehrter Herr Doktor!

Die Schweiz war seit je das Land meiner Sehnsucht, das heisst, einmal wollte ich die Schweiz und die Schweizer kennen lernen, da man überall in Oesterreich und hauptsächlich in meiner Geburts- und Aufenthaltsstadt Wien, sie hoch verehrte.

Nun war es mir endlich gelungen, trotz des niedrigen Standes der Krone meine Ferien in der Schweiz zu verleben. Als

Hauptstädterin zog es mich natürlich auch zuerst nach Bern. Entzückt betrachtete ich die Stadt und die herrliche Umgebung, und lustig dünkte es mich den ersten Tag, dass ich die Leute nicht verstand. Am zweiten Tag war das Wetter trübe und ich besuchte die Läden, aber man nahm auf die Ausländerin keine Rücksicht, im urchigsten Berndeutsch sprach man zu mir, und ich wagte kaum mehr den Mund aufzutun. Dort, wo ich wohnte, merkte ich, dass man sich über mich lustig machte, und darüber war ich nicht besonders erbaut. Wenn man schriftdeutsch sprach, geschah es nur, um sich über Oesterreich lustig zu machen, und man äusserte die Meinung, die Wienerinnen seien so herzige Mädels und einfach für jeden Mann, der nach ihnen die Hand ausstreckte, zu haben. Im fremden Lande soll man nicht sein Vaterland rühmen und über alles stellen, aber das wurde mir doch zu bunt, und als ich mir einige Herren energisch vom Hals schaffen musste, war mein Schwarm für die Schweizer weg und ich packte meine Koffer und verliess am achten Tage Bern und löste mir eine Fahrkarte nach Wien.

Als ich im Zuge sass, atmete ich auf und schwor mir zu, nimmer in die Schweiz zu kommen. Doch als ich in Zürich ankam, erhielt ich eine Hiobsbotschaft. Die österreichischen Eisenbahner streikten, und ich musste, sehr gegen meinen Willen, noch einige Tage in Zürich abwarten, bis ich endlich weiterfahren konnte.

Ich traf es gut: Ein Abteil war nur von drei Personen, zwei Herren und einer Dame, besetzt, und ich war fünf Minuten später von meinem Gegenüber bereits über Ziel und Zweck seiner Reise unterrichtet. Er fuhr nach Wien zu einem Begräbnis, das hinderte ihn aber nicht, Leben und Leute sehr gemächlich zu nehmen. Ich hatte nur zuzuhören, und er sprach. Ich betrachtete mir, ihm zuhörend, meine andern Reisegefährten. Die beiden schienen mir zusammengehörig, denn der Herr packte ein Esspaket aus, aus dem sich beide bedienten. Eheringe trugen sie nicht, auch schienen sie gar nicht zu einander zu passen. Sie hatte gewöhnliche Gesichtszüge und grobe, verarbeitete Hände, er hatte ein gescheites Gesicht, eine hohe Denkerstirne und feine Hände. Das Paar interessierte mich, und ich begann es unauffällig zu beobachten. Sie war für meinen Geschmack zu bunt gekleidet, gar nicht für eine weite Reise passend, er im Reisekleid,

und da entdeckte ich noch, dass er Halbschuhe und wollene Socken trug. Wollene Socken, Ende Juni, das ging mir nicht ein, solche trug man bei uns nicht und nur die Bauern im Winter legten hie und da welche an. Diese Socken zogen immer wieder meine Blicke an, bis ich auf einmal bemerkte, dass der Träger derselben mich in aller Gemütlichkeit ebenfalls von oben bis unten musterte. Da wandte ich mich energisch wieder meinem Gegenüber zu und ward da erst inne, dass der mir da eine Geschichte erzählte, die im Wirtshaus unter bezechten Männern wohl eher am Platze gewesen wäre. Meine Entrüstung bewirkte bei ihm einen förmlichen Lachkrampf, und da räumte ich das Feld und stellte mich in den Korridor. Nach einiger Zeit kam der andere Herr heraus und knüpfte ein Gespräch an, im Verlaufe dessen er mir seinen Fensterplatz anbot. Den nahm ich dankbar an. Das Fräulein schien aber durchaus nicht entzückt davon und wollte mit aller Gewalt seinen Partner auf seine Seite ziehen. Der aber hielt neben mir aus, und bald waren wir in ein Gespräch vertieft, und die Kleine machte sich an mein früheres Gegenüber. Die beiden verstanden sich sofort sehr gut und dasselbe konnte ich auch von uns merken. Als es Nacht wurde, lehnte ich vertrauensvoll meinen Kopf an die Schulter meines Reisegefährten, der sich als ein Student entpuppte. Als ich erwachte, war ich

immer mehr hinabgerutscht, so dass er meinen Kopf gerade in seinen Armen hielt. Verwirrt stand ich auf, trotzdem er gar keine Miene machte mich loszulassen.

In Linz stieg ich aus, er auch, und da er Oesterreich und die Leute kennen lernen wollte, nahm ich ihn mit zu meinen Freunden und Verwandten. Er begleitete mich getreulich überallhin, wir suchten sämtliche Leute auf, die mich jemals im Leben eingeladen hatten, und er wurde überall freundlichst aufgenommen.

Drei Monate später fanden wir, dass es eigentlich ganz schön wäre, miteinander auch die Lebensreise zu machen und wagten es auch.

Ich, die ich mir doch geschworen hatte, nimmer Schweizerboden zu betreten, lebe nun seit fünf Jahren da und fühle mich so wohl und zufrieden, liebe Land und Leute und habe gelernt, dass man nie im Leben sich etwas vorreden soll.

So, das wäre die Geschichte, wie ich ihn kennen lernte. Dass er mir, als wir verheiratet waren, eingestand, dass er mich, als ich auf der Reise, auf welcher wir uns kennen lernten, in seinen Armen schlief, schon geküsst hatte, gehört ja nicht hierher. Aber, dass er diese Praxis nicht weiter ausübe, habe ich vorgesorgt — ich lasse ihn nie mehr allein verreisen, sondern fahre überall mit. Man kann ja nicht wissen!

